

Baldo Blinkert

ORDNUNG UND CHAOS UND DIE VITALITÄT VON STÄDTEN

Wenn wir beschreiben wollen, wie wir eine Stadt oder einen Stadtteil erleben, so können wir das unter verschiedenen Gesichtspunkten tun, die sich gleichzeitig auch als Leitbilder der Stadtentwicklung wiederfinden. Wir können zum Beispiel von einer "schönen Stadt" sprechen, von einer "sicheren Stadt", von der "autogerechten Stadt" oder von der "sozialen Stadt". Diese Aufzählung ist nicht vollständig, erinnert sei an Leitbilder aus der Geschichte, wie "Gartenstadt" oder "Ville Radieuse". Mir geht es hier um die Frage, wann wir eine Stadt oder einen Stadtteil als "lebendig" erleben, also um das Leitbild der "vitalen Stadt". Alle meine Überlegungen beziehen sich auf Städte in wirtschaftlich hochentwickelten Gesellschaften, nicht auf Städte wie Kinshasa oder Johannesburg.

Wenn wir uns eine lebendige Stadt vorstellen, entsteht ein bestimmtes Bild: Wir sehen eine Vielfalt von Aktivitäten auf den Straßen und Plätzen, wir sehen schrille Gegensätze von alten und modernen, von gut erhaltenen und verwahrlosten Gebäuden, einen Wechsel von ruhigen Plätzen und lärmefüllten Straßen, ein Nebeneinander von trivialen und historisch bedeutsamen Bauten und natürlich ein Gewimmel von Menschen, die sich vielfältigen Kategorien zuordnen oder überhaupt nicht klassifizieren lassen. Was genau macht dann die Lebendigkeit aus? Gibt es einen gemeinsamen Nenner, der hinter diesen Eindrücken steht? Ich glaube das hat etwas mit Chaos und Ordnung zu tun, mit einer Art Balance zwischen Ordnung und Chaos. Wie wichtig das ist, wird durch eine Aussagen von Pierre Schaeffer deutlich: "Mankind is continuously threatened by two things: chaos and order." Wenn wir eine Stadt oder ein Quartier als vital oder aber als öde und langweilig erleben, so hat das vermutlich damit etwas zu tun, daß eine Art Gleichgewicht zwischen Ordnung und Chaos besteht, daß die Ordnung nicht überwiegt, aber auch das Chaos nicht, weil wir einen solchen Ort dann vielleicht als unsicher erleben. Meine These ist, daß dieses Gleichgewicht im Zuge der Stadtentwicklung bis in die 80er Jahre hinein empfindlich gestört wurde, daß sich nun aber vielleicht ein Gegentrend abzeichnet. Es läßt sich zeigen, daß bis in die 80er Jahre Chaos zunehmend durch Ordnung

verdrängt wurde. Die Störung dieser Balance hat natürlich eine lange Geschichte. Sie wird deutlich sichtbar bereits im Barock, erreicht einen ersten Höhepunkt im Paris des Baron Haussman und findet ihre Fortsetzung in der modernen Architektur und Stadtplanung seit Le Corbusier und der Charta von Athen. Der Raum in der modernen Stadt ist in zunehmendem Maße geordnet. Es gibt eine klare Trennung von Funktionen und Menschen: Wohnen, Arbeiten, Verkehr, Unterhaltung, Erholung, Kriminalität und Laster - alles hat seinen Ort. In vorindustriellen Städten hat der Raum keine immanente Ordnung. Eine große Vielfalt von Aktivitäten und Menschen kann auf jeder Straße und auf jedem Platz beobachtet werden - eine wimmelnde Menge, chaotisch und vital. Natürlich läßt sich das nicht durch eine am Mittelalter orientierte Sanierung des alten Kerns von Städten wieder beleben. Sorgfältig restaurierte Städte wie z.B. Hameln sind vielleicht "schön" (wenn man so etwas mag), aber sie sind eher langweilig. Ihnen fehlt das Dissonante, die Spannung, die Disharmonie, das unverhoffte Nebeneinander und wenn wir uns in solchen Städten aufhalten, können wir ein wenig verstehen, warum Dieter Hoffmann-Axthelm für einen Abschied vom staatlich subventionierten Denkmalschutz plädiert.

Der große Reiz des Stadtlebens bestand immer in den Dissonanzen, in den durch sie ausgelösten Irritationen und vermutlich konnte erst in diesem an Anarchie grenzenden Zustand so etwas wie ein urbaner Habitus entstehen. Wir können in unseren Städten nun eine Zunahme an Ordnung, an Strukturiertheit und Funktionalität beobachten. Auf diese Weise hat sich nicht nur die Vitalität des öffentlichen Raumes drastisch verringert, sondern parallel dazu entstand auch ein Lebensstil, der sich eher auf eine private und intime Welt konzentriert, auf kleine Gemeinschaften wie die Familie und die Nachbarschaft.

Nun ist das alles schon fast wieder Vergangenheit. Die Stadtentwicklung steuert eher in eine andere Richtung. Vitalität ist wieder gefragt - von einer immer größer werdenden Gruppe von erlebnissuchenden Bewohnern, aber auch im Kontext der Stadtpolitik, die sich in einem zunehmenden Konkurrenzkampf zwischen den Städten um das kostbare Prädikat "hohe Standortqualität" bemühen muß. Neben wirtschaftlichen Bedingungen spielen dabei die sogenannten "weichen Faktoren" eine immer größere Rolle und einer dieser Faktoren ist ohne Zweifel Vitalität, besonders wichtig vor allem für das qualifizierte Personal der heftig umworbenen

Betriebe aus den Wachstumsbranchen (u.a. neue Technologien, Finanzdienstleistungen). Wenn wir nun voraussetzen können, daß es den beschriebenen Zusammenhang von Vitalität und Chaos gibt, dann entsteht die merkwürdige Situation, daß ein gewisses Maß an Chaos zu einer kostbaren Ressource wird und die "Versorgung" mit diesem unerlässlichen Minimum zu einem bedeutsamen Parameter in der Politik der Stadtentwicklung. Das Problem dabei ist jedoch, wie man das im Rahmen der konventionellen Stadtplanung erreichen kann - einer Stadtplanung, die ja in einer eher chaosfeindlichen kommunalen Bürokratie agiert. Zwei Lösungen dieses Dilemmas sind erkennbar: Simulation und Partizipation.

Wenn es ein Widerspruch in sich ist, Chaos in einem bürokratischen Kontext zu planen, so ist es doch möglich, Chaos zu simulieren. Ein erheblicher Teil der postmodernen Architektur und Stadtplanung kann so verstanden werden, als Simulation oder Inszenierung von Chaos: die Konfusion von Fassaden durch Erker und Fenster mit ungewöhnlichen Formen; die Abkehr vom Prinzip, daß die Form von der Funktion bestimmt wird; die Neigung, an Bauten in einer verwirrenden Weise historische Muster zu verwenden; die Vorstellung, daß öffentliche Plätze gefüllt und überladen sein müssen mit Bänken, Brunnen oder tropischen Pflanzen. In Freiburg und auch in anderen Städten können wir diese Bemühungen beobachten. Sie dekonstruieren die vormals funktionalistische Definition des öffentlichen Raumes und inszenieren Absichtslosigkeit. Nicht selten ist diese Politik der Simulation auch erfolgreich: Wenn auf diese Weise eine Eigendynamik geschaffen wird, wenn Leute angezogen werden und nach einer Art Gravitationsgesetz die Menge der sich im öffentlichen Raum aufhaltenden Menschen selber zu einer Attraktion wird. Das läßt sich zum Beispiel in der Freiburger Innenstadt an Samstagen beobachten - eine wimmelnde Menge, die sich aus den verschiedensten sozialen Figuren zusammensetzt und so dieses für Vitalität erforderliche Chaos entstehen läßt: Bettler, Familien aus dem Schwarzwald, Touristen, Marktbesucher, Punks, Geschäftsleute, Alkoholiker, Prediger und Musikanten.

Eine solche Politik der Simulation hat jedoch ihre Grenzen. Sie ist ziemlich aufwendig und kann im Prinzip nur für das Geschäftsviertel der Innenstadt erfolgreich sein. Der Bedarf nach Vitalität richtet sich aber auch auf andere Bereiche

der Stadt. Sogar von Wohnquartieren wird zunehmend ein gewisses Maß an Lebendigkeit erwartet - vorbei sind die Zeiten, als der Wunsch nach Sicherheit und Ruhe im Vordergrund stand und am ehesten in den an der Peripherie entstehenden Reihenhaussiedlungen erfüllt werden konnte. Wie sich die Präferenzen geändert haben, läßt sich in Freiburg am besten durch das Vauban-Quartier demonstrieren. Auch für Wohnquartiere wird ein hohes Maß an Vitalität erwartet und die "Versorgung" mit dem dazu erforderlichen Ausmaß an Chaos läßt sich über Partizipation sicherstellen. In fast allen Städten kann man beobachten, daß Initiativen, die sich an der Stadtplanung beteiligen wollen, nicht nur von immer mehr Bürgern getragen werden, sondern auch durch öffentliche Mittel und die Bereitstellung von Ressourcen gefördert werden - in Freiburg bei den Planungen zur Bebauung des alten Meßplatzes sogar in erheblichem Umfang durch Bundesmittel. Diese Initiativen leisten einen wichtigen Beitrag. Sie gewährleisten, daß in der Stadtplanung ein gewisses und notwendiges Maß an Chaos zum Zuge kommt. Die traditionelle Stadtplanung war zentralistisch. Ihre Aufmerksamkeit galt der Stadt als Ganzes: jeder Teil mußte seinen Beitrag zu dem Ganzen leisten. Gemäß dieser Sichtweise war es dann auch vernünftig, Räume mit spezialisierten Funktionen zu schaffen: Arbeiten, Wohnen, Konsum, Erholung, Bildung, sogar Laster und Kriminalität. Dieser Ansatz hat Ordnung in einem funktionalistischen Sinne geschaffen, aber auch die Vitalität unserer Städte so beeinträchtigt, daß Kritiker bereits fragen, ob Stadtplanung überhaupt sinnvoll ist. Wahrscheinlich ist das überzogen, aber eine deutliche Reduzierung der Ansprüche von Stadtplanung könnte durchaus sinnvoll sein. So argumentieren zum Beispiel der Sozialwissenschaftler Richard Sennett und Andreas Feldtkeller, der ehemalige Stadtplaner von Tübingen. Aus ihrer Sicht ist eine Dezentralisierung von Stadtplanung erforderlich und eine Planung, die viel mehr durch die Bürger selber erfolgt. Nur einige wenige Bedingungen sollten fixiert werden und der Rest ist Sache von Initiativen und Komitees. Auf diese Weise steigt vielleicht die Wahrscheinlichkeit, daß sich ein gewisses Maß an Flexibilität und kreatives Chaos über die gesamte Stadt ausbreiten kann. Im zunehmenden Konkurrenzkampf zwischen den Städten wird Vitalität ein wichtiger Standortfaktor und Vitalität setzt ein gewisses Maß an Chaos voraus, das sich im

traditionellen Stil der Stadtplanung kaum planen läßt. Auf diese Weise entstehen für dezentralisierte und schwach organisierte Gruppen neue Chancen, sich in die Politik der Stadtentwicklung erfolgreich einzumischen. Stadtentwicklung vollzieht sich auf verschiedenen Dimensionen. Natürlich spielt dabei nicht nur der Gesichtspunkt der Lebendigkeit eine Rolle. Oft sind auch die zur Diskussion stehenden Ziele widersprüchlich. In letzter Zeit hat das Leitbild der "sicheren Stadt" eine gewisse Bedeutung gewonnen. Damit sind wichtige Fragen verbunden und eine ist die nach der Vereinbarkeit von Vitalität und Sicherheit. Das Leitbild der "sicheren Stadt" kann zu extremen Strategien führen, die mit der Vorstellung von einer lebendigen Stadt nicht vereinbar sind. Dazu zählen insbesondere die in einigen US-Staaten praktizierte "no tolerance"- Politik, also das harte Eingreifen bereits bei geringen Verstößen gegen die öffentliche Ordnung, die Privatisierung des öffentlichen Raumes durch die Einrichtung von Malls und die zunehmende Inanspruchnahme von privaten Sicherheitsdiensten. Alles das kann den Ordnungsgrad sicher steigern, aber gewiß nur auf Kosten von Vitalität.